

Buchbesprechungen

Das Jahr 1977 und die Gegenwart

PHILIPP SARASIN: 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart, Suhrkamp Verlag, Berlin 2021, 502 Seiten, 32 EUR

1977? War da was besonderes? Vielleicht irgend etwas mit der RAF? – Viel mehr ist mir auf Anhieb gar nicht eingefallen. Ja doch, natürlich: die Charta 77. Und weiter? – Es ist erstaunlich, was Philipp Sarasin alles in diesem Jahr verorten kann. Beim Lesen erinnerte ich mich dann bei einigem wieder: Ja genau, stimmt! Doch vieles war mir gar nicht (mehr) bewusst.

»Nur dass die allgemeine ›Stimmung‹ gedrückt war, passte ganz gut zu meiner jugendlichen Orientierungslosigkeit« (S. 7). So beschreibt der Autor seinen eigenen Bewusstseinszustand als Einundzwanzigjähriger im Jahr 1977. Dies trifft vermutlich auf viele Menschen seiner und damit auch meiner Generation zu. Wohlbehütet aufgewachsen im Zeitalter des deutschen Wirtschaftswunders, drang die eigentliche Dramatik dieses Jahres damals nur sehr fragmentarisch in mein Bewusstsein. Erst jetzt, wo ich Sarasins Buch lese, wird mir deutlich, wie entscheidend dieses Jahr und das ganze Jahrzehnt für die gegenwärtige Welt-situation ist. Insofern lautet der Untertitel zu recht ›Eine kurze Geschichte der Gegenwart‹.

1977 war nicht nur ein für Deutschland ereignisreiches Jahr, in dem Siegfried Buback und Manfred Schleyer ermordet wurden, die Lufthansa-Maschine ›Landshut‹ entführt wurde sowie Gudrun Ensslin und Andreas Baader in ihren Stammheimer Zellen tot aufgefunden wurden, mit den entsprechenden Konsequenzen. Auch global geschah manches Entscheidende und wurden wichtige Weichen für die Zukunft gestellt. Jimmy Carter wurde Präsident der USA, Amnesty International erhielt den Friedensnobelpreis; der Personal Computer feierte seinen Durchbruch und Donald Trump gelang sein erster *great deal* im Immobilien-

geschäft. Derweil pilgerten jugendliche Aussteiger zu Bhagwan ins indische Poona, Alice Schwarzers ›Emma‹ erschien erstmals, Punk und Pop wurden gesellschaftsfähig und Arnold Schwarzenegger huldigte dem Körperkult. Um nur wenig zu nennen.

Für den Schweizer Historiker Philipp Sarasin ist das Jahr 1977 eine Art Kaleidoskop. In diesem Jahr und drumherum ist auf der Welt nicht nur viel passiert. Manches verebbte oder wurde in den Hintergrund gedrängt, vor allem aber kündigte sich vieles an, mit dem wir heute selbstverständlich leben. Sarasin erkennt dieses Jahr in seiner Untersuchung als einen ›Zwischenraum der Zeit‹ (S. 9), der uns einerseits bereits fremd geworden ist, in dem sich andererseits jedoch Haarrisse ausbildeten, die heute deutlich zutage treten.

Dabei bedient sich Sarasin einer originellen Methode: Jeden der fünf Themenbereiche, die er behandelt – ›Herbst der Revolution‹, ›Menschenrechte, Minderheiten und die Politik der Differenz‹, ›Die Reise zu sich selbst‹, ›Kulturmaschinen‹, ›Im Schatten der Natur‹ – beginnt er mit dem Nachruf auf eine Persönlichkeit, welche die Entwicklung in dem jeweiligen Bereich bis zu ihrem Tod im Jahr 1977 geprägt hat: der Philosoph Ernst Bloch, die schwarze Menschenrechtlerin Fannie Lou Hamer, die durch ihre intimen Tagebücher bekannt gewordene Anaïs Nin, der in Frankreich populäre Lyriker Jacques Prévert und der Wirtschaftspolitiker Ludwig Erhard. Was von diesen Persönlichkeiten maßgeblich angelegt wurde, verselbstständigt sich nun, führt zu Spaltungen oder verkehrt sich in sein Gegenteil. Insofern markiert ihr Tod auf die eine oder andere Weise eine Art Entwicklungsbruch.

die Drei 1/2022

Durch diesen Kunstgriff impliziert Sarasin auch eine sich verändernde Rolle des Individuums, um das sich in der Moderne verbal zwar alles dreht, das nun aber faktisch mehr und mehr hinter Gruppenidentitäten verschwindet oder sonstwie dem Konformitätszwang unterliegt. Der offensichtlich musikaffine Autor schreibt einleitend von einem »Jahrzehnt der Verunsicherung«, dem Mick Jagger mit den ›Rolling Stones‹ 1969 ein Motto gegeben habe: »Oh, a storm is threat'ning / My very life today / [...] / The floods is threat'ning / My very life today / Gimme, gimme shelter / Or I'm gonna fade away« – »Gib mir, gib mir Schutz, oder ich werde vergehen« (S. 13).

Ein paar Schlaglichter: Mit dem Tod von Ensslin und Baader und den Morden durch die zweite Generation der RAF wurde Blochs »Prinzip Hoffnung« obsolet und die Linke vor eine Zerreißprobe gestellt. Jimmy Carter erhob die von Hamer und anderen erkämpften Menschenrechte zur Leitlinie seiner Politik, wodurch sie allerdings faktisch zur Waffe im Kalten Krieg wurde. Währenddessen definierten sich die sich selbst findenden Minderheiten und Unterdrückten zunehmend als solche gegenüber dem Rest der Welt. Die eigene Sexualität wurde für viele zum Ausgangspunkt einer Reise zu sich selbst, sei es durch Drogen, Yoga, Gurus oder Psychotherapeuten, was oftmals einem Rückzug ins Private gleichkam. Und von der durch Prévert beeinflussten *écriture automatique* der Surrealisten lässt sich eine Brücke zum Spiel am Computer bauen; von dort ist es nicht mehr weit zur »Kulturmaschine« des 1977 eröffneten *Centre Pompidou* in Paris.

Die neoliberalen Ideen Erhards wie des Wirtschaftstheoretikers Friedrich August von Hayek – dieser wurde 1977 vom chilenischen Diktator Augusto Pinochet empfangen – legitimierten sich nun als quasi naturgegeben aus der Evolutionstheorie und Soziobiologie dieser Jahre, wie sie von Edward O. Wilson und Richard Dawkins (›Das egoistische Gen‹, 1976) vertreten wurden. An diese *Mélange* konnten Margaret Thatcher und Ronald Reagan als Carters Nachfolger anknüpfen. Zudem war 1977 das Jahr, in dem die erste In-vitro-Fertilisation zur Geburt

eines gesunden »Retorten-Babys« führte, wie sich überhaupt nun die Reproduktionsmedizin, genetische Diagnosemöglichkeiten und Stammzellenforschung rasant entwickelten.

Sarasin bezeichnet es in seinem Schlusskapitel als *postmodern*, »dass nicht mehr ein biopolitisch regulierender, gar rassistisch motivierter Staat auf autoritär normalisierende Weise in die biologische Reproduktion seiner Bevölkerung eingreift, sondern dass es die individuellen Wünsche und Träume vom perfekten Kind zum perfekten Zeitpunkt sind, zu deren Realisierung auf dem Markt immer raffiniertere AR[Assisted-Reproduction]-Technologien zur Verfügung stehen. So gesehen erscheint das reproduktionsmedizinisch ermöglichte Wunschkind nicht nur im weitesten Sinne als Konsumgut, sondern auch für viele, die sich auf der Reise zu sich selbst befinden, als eine gleichsam letzte Etappe kurz vor dem Ziel« (S. 412).

Ausgehend vom Begriff der Moderne als unvollendetem Projekt (Jürgen Habermas), als einer ethischen Haltung (Michel Foucault), von Niklas Luhmanns Auffassung einer Moderne, die keine verbindlichen Positionen kennt bzw. von der zur Allgemeinheit zwingenden Moderne im Sinne von Andreas Reckwitz resümiert Sarasin: »Tatsächlich haben sich die modernen Allgemeinheiten immer durch Grenzziehungen gegen ›außen‹ beziehungsweise mittels des Ausschlusses von ›Anderen‹ konstruiert, und nach ›innen‹ haben sie Unterschiede zu homogenisieren gesucht oder schlicht zum Verschwinden gebracht, nicht selten unter Einsatz brutaler Gewalt« (S. 418).

Auffallend ist, wie bei den meisten Themenbereichen, die Sarasin untersucht, es um ein »Spiel« geht – allerdings gerade nicht im Sinne Schillers: das »Spiel« mit der Gewalt von »unten« wie von »oben«; das »Spiel« mit der Sexualität und dem eigenen Innenleben bis hin zum Umgang mit Drogen, das heute in die Selbstoptimierung mündet; das »Spiel« am Computer, aus dem die selbstlernenden Algorithmen hervorgingen, das »Spiel« mit der Macht auch des Eigentums, gepaart mit ungebremster Konsumfreiheit; das »Spiel« mit dem Leben bis hin zur Manipulation der Gene ...

Dabei geht es immer um Ambivalenzen im Ringen um die Freiheit des Individuums in Zeiten, in denen ein verbindlich von außen gesetztes gemeinschaftsbildendes Menschenbild nicht mehr trägt. Bei Sarasin überwiegt allerdings der kulturkritische Blick. Parallele Tendenzen zur Entwicklung von Strukturen, die Freiräume für die Ausbildung der jedem Menschen innewohnenden kreativen Kräfte im Miteinander ermöglichen, beachtet er kaum. Und so spielt auch Joseph Beuys mit seinen Feststellungen »Jeder Mensch ist ein Künstler« oder »Das Atelier ist zwischen den Menschen« bei dem ansonsten der Kultur durchaus zugeneigten Autor keine Rolle.

Nicht zuletzt durch die Musikaffinität des Autors, die ihn immer wieder die Ereignisse der Subkulturen einfließen lässt, liest sich dieses Buch wie ein Roman, der eine Zeit in Erinnerung ruft, die mancher Leser zwar noch selbst miterlebt hat, die aber weit weg zu sein scheint, auch wenn aus ihr heraus die Gegenwart bis in die Tagespolitik auf neue Weise verständlich wird – seien es die sogenannte *cancel culture*, das *Gendern*, das Kräfteressen mit dem Staat, die Spaltung der Gesellschaft oder die Rolle von Internet und *social media*, und nicht zuletzt die sich bereits in den 1970er Jahren deutlich ankündigenden »Grenzen des Wachstums«.

Stephan Stockmar

Aufbruch in die Welt des Ich

RUDY VANDERCRUYSS: **Wo bist du? – Der Weg des Menschen und die innere Praxis der Selbstführung**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2021, 117 Seiten, 16 EUR

Irgend eines Tages finde ich mich selbst bewusst vor. »Wer bin ich? Woher komme ich? Wo will ich hin?« Diese existenziellen Fragen tauchen auf, wenn das Leben nicht mehr »selbstverständlich« ist. »Wo bist du?«, war die Frage, die Adam gestellt wurde, als Eva und er von der Frucht des Baumes der Erkenntnis gegessen hatten. Martin Buber machte diese Frage zum Ausgangspunkt seines kostbaren Büchleins: »Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre« (Gütersloh 2001).

Durch einprägsame und wirkungsvolle Visualisierungen nimmt der Autor den Leser mit und führt ihn, wenn die Übung mitvollzogen wird, zur stufenweisen Erfahrung dieses höheren »Selbstführungs-Ich«. Was wir in gewissem Sinne spontan machen, wenn wir uns selbst fragen: »Was machst du da eigentlich?«, wird auf systematische Weise geübt und erweist sich als Weg zu einer nachhaltigen Selbstführung, bei der die Kontinuität des Bewusstseins zu jedem Augenblick aufrecht-erhalten bleibt.

Der 1949 geborene Autor schöpft dabei nicht nur aus einer reichen Berufserfahrung als psychotherapeutischer Begleiter und Lebensberater, sondern hat auch in vielen Seminaren

zur Aufmerksamkeitsschulung und zur Selbstführung Fähigkeiten herangebildet, die ihm erlauben, selbst praktizierte, konkrete Übungswege anderen zu zeigen. In seinen früheren Darstellungen, – u.a. in »Die therapeutische Dimension des Denkens« (Stuttgart 1999), »Herzwege« (Stuttgart 2005) und »Sonnenaufgang« (Dornach 2010) – wurde veranlagt, was mit der reifen Frucht von »Wo bist du?« zum zentralen Erlebnis des höheren Ich führen kann.

Rudolf Steiners »Philosophie der Freiheit« als forschende Auseinandersetzung des denkenden Bewusstseins mit sich selbst gehört deutlich zu Vandercruysses Erfahrungswelt – umso schöner sein Staunen beim Betreten des Übungsweges, spürbar bei der ansteckenden Feststellung, mit der er seine Anleitung beschließt: »Eine der ersten neuen Erfahrungen, die sich mir auf diesem Übungsweg ergaben, war die Entdeckung, dass das Licht meiner eigenen Aufmerksamkeit, durch das ich meine Vorstellungen in der Rückschau beleuchte und das ich gewissermaßen »bin«, einem Licht begegnet, das aus allen Richtungen des Umkreises kommt und ohne dieses gar nichts sichtbar werden würde. Mein Licht ist nur Teilhabe an diesem

Licht. Es war immer schon da. Ich habe es nur lange nicht bemerkt, weil ich so auf mich fixiert war. Was lebt in diesem Licht, wenn meine ›Augen‹ sich daran gewöhnen? Wenn ich an einem schönen Morgen die Fensterläden öff-

ne, bin ich zuerst geblendet. Dann allmählich nimmt die vielgestaltige Welt allmählich Form und Farbe an ... So könnte es auch mit der Welt des Ich sein.« (S. 108)

Christiaan Struelens

Zauberzutaten

HELGA SCHÜTZ: **Heimliche Reisen**, Aufbau Verlag, Berlin 2021, 377 Seiten, 24 EUR

Sirenen – nicht jene, die der Achtjährigen in den Ohren klangen, als Dresden 1945 in Schutt und Asche fiel – nein, die richtigen, mythischen. Die Erzählerin hört sie, nach Kampanien gereist, in einem verschwiegenen Limonenhain (wo Richard Wagner einst Teile seines ›Parsifal‹ komponierte), »weithin hallend« (S. 288). Das ist nur eine der 28 Erinnerungen (die Erzählerin nennt sie ›Ausflüge und Stationen‹), vor deren direkter autobiografischer Verortung sie gleichwohl schon im Motto warnt: »Ich bin's nicht, wir alle sind in den Räumen der Texte erfundene Figuren.« Das gilt für alle diese Texte, wohin sie uns auch entführen. Ob in die schlesische Kindheitslandschaft; in die S-Bahn nach Berlin; in das Haus, unmittelbar an der Mauer, das sie sich auf abenteuerliche Weise geschaffen hatte, das sie verlor und dem sie auf neue Weise wieder begegnen konnte; ob sie einen Spaziergang mit ihrem Enkel beschreibt; oder eben die Sirenen – Fiktion und Realität verschwimmen. Sie mache, hat ihr die Mutter einmal vorgeworfen, aus Birn- eben Apfelbäume.

Helga Schütz, geb. 1929, gehört neben Christa Wolf und Helga Schubert zu den großen Erzählerinnen des Ostens – ich vermeide bewusst den schwierig gewordenen Begriff »DDR-Literatur«. Sie hat als Landschaftsgärtnerin gearbeitet, später Filmdramaturgie studiert und erfolgreiche Drehbuchtexte geschrieben. Ihre Romane – u.a. ›Jette in Dresden‹ (1977), ›In Annas Namen‹ (1986) und ›Sepia‹ (2012) – verfremden in einer von ihr entwickelten, besonderen Schreibweise Kindheits- und Jugenderlebnisse und schaffen ein eindrucksvolles Bild fiktionaler Wirklichkeit. Sie gelangt vom Alltäglichen ins überpersönlich Bedeutsame,

Historische – ein mäandernder Erzählprozess, den sie meisterhaft beherrscht.

So beginnt das Kapitel ›Der Obdachlose‹ mit der Beschreibung eines noch jungen Mannes, der mit seinem sinnreich gefügten und gestapelten Wagen ihr Stadtviertel durchzieht und sich auf durchaus irritierende Weise jede Art von Almosen verbittet. Wenig später fällt in einem Gespräch mit dem Enkel (ein Winter-spaziergang durch Potsdam) der Name Stalin, einer der größten Verbrecher der Weltgeschichte, das weise Väterchen aber auch ihrer Schulkindzeit – Verwerfungen, die nur schwer zu erklären sind. Hier in Potsdam hat auch Harry S. Truman gewohnt, nicht weit von Josef Stalin entfernt. Von hier aus gab er den Befehl für den Abwurf der Atombomben auf Hiroshima. Am Ende des Kapitels geht es um einen »Ostrucksack«, den man auf äußerst praktische Weise in immer kleinere Teile zusammenfalten kann. »Wie eine Geschichte«, sagt ein Fremder (S. 218). In der Tat, so ist es, so sind sie ineinander verhakelt und verwoben, diese Zauberzutaten einer großen Erzählkunst, uns geschenkt, auch für die Nacht oder gegen die Kälte.

Jürgen Raßbach

Anzeige

